
EIN GOTT FÜR ALLE

Die Milieubefangenheit behindert vielerorts die missionarische Arbeit vor Ort. Das Werkzeug der Milieuperspektive kann hier weiterhelfen, meint Prof. Dr. Heinzpeter Hempelmann.

Wer missionarisch arbeiten will, sollte sich am besten am Vorbild des lebendigen Gottes orientieren. Weil Gott mit uns Menschen kommunizieren will, wird er Mensch; taucht er ein in unsere Welt. Das Johannesevangelium sagt: „Das Wort, das Gott selber ist, wird Fleisch.“ Dass Gott in Jesus unter uns ist, das macht etwas mit ihm. Das verändert ihn. Gott lernt uns in Jesus kennen. Er kommt zu uns; er zeigt Interesse, indem er unter uns, zwischen uns Menschen ist. Er lernt dabei unsere Situation, unsere Not kennen. Natürlich weiß Gott, wer wir sind und wie es um uns bestellt ist. Aber dieses theoretische Wissen reicht ihm nicht. Kennenlernen ist ganz etwas anderes als theoretisch Bescheid wissen. Es ist berührt werden, angerührt werden, sich durch die Teilhabe an einer Situation auch verändern lassen.

GOTT WIRD ALLEN ALLES

Paulus bringt die Sache missionstheologisch auf den Punkt. „Ich bin allen alles geworden“, formuliert er sinngemäß sein Missionskonzept, mit dem er dem skizzierten Vorbild des lebendigen Gottes folgt (1. Korinther 9,19–22). Bei Paulus wird schon deutlich, was dieses „Interesse“ theoretisch und praktisch bedeutet:

- Differenzieren können, mit wem man es zu tun hat; nicht alle über einen Kamm scheren;
- wahrnehmen, dass die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, sehr unterschiedlich sind; ja dass sie zwar alle das Evangelium brauchen, dass sie selber aber völlig gegensätzliche Standpunkte (Jude = unter Gesetz, Heide = ohne Gesetz sein) einnehmen;
- sich auf die unterschiedlichen Szenerien einlassen; in die unterschiedlichen religiösen Milieus eintauchen;
- die eigene Herrlichkeit verlassen; sich nicht mehr als Nabel der Welt betrachten.

Für unsere missionarische Strategie heute können wir uns hier vier Grundsätze anschauen:

1. Die, die wir erreichen wollen, müssen wir lieben. Kirchenleitende Strategien und missionarische Gemeindeaufbauprogramme greifen da zu kurz, wo sie das ersetzen wollen, was nicht ersetzbar ist: Nicht der Erhalt der Kirche, nicht das Wachstum der Gemeinde steht im Mittelpunkt, sondern das Interesse an Menschen, die noch nicht das Glück haben, dass das Evangelium ihr Leben prägt.
2. Wenn wir Menschen erreichen wollen, müssen wir zu ihnen hingehen; müssen wir an ihrer Lebenswelt teilnehmen. Attraktive Gottesdienste reichen nicht aus. Wenn wir dem lebendigen Gott folgen wollen, bedeutet das: weg von der Komm-Struktur, hin zu der Geh-Struktur.
3. Wenn wir Menschen erreichen wollen, müssen wir Grenzen überschreiten, räumliche wie mentale: genau hinschauen, mit wem wir

es zu tun haben; kennenlernen wollen; uns nicht abgrenzen von dem, was fremd ist und seltsam wirkt, sondern eintauchen in das ganz Andere, Fremde; Berührungängste verlieren.

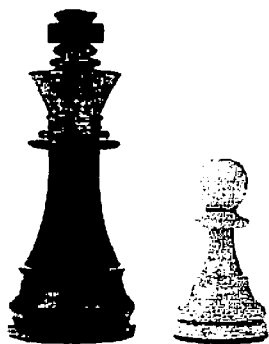
4. Wenn wir Menschen erreichen wollen, müssen wir bereit sein, Menschen wie Paulus zu differenzieren; die Liebe gebietet es, den einzelnen und Gruppen in ihrer Prägung gerecht zu werden, diese wahrzunehmen und das Evangelium in ihrer Lebenswelt lebendig werden und wirksam werden zu lassen.

NORMAL IST NICHT NORMAL

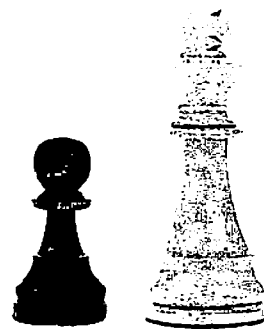
Ich weiß nicht, ob Ihnen das anders geht: Ich denke, dass eigentlich alle so denken, reden, empfinden und handeln müssten wie ich. Ich denke und handle richtig, – wenn nicht, würde ich dann nicht anders denken? Ich bin normal, und ich bin dazu auch noch im Beruf und in der Gemeinde von Menschen umgeben, die ganz ähnlich denken, reden, empfinden und handeln wie ich. Das zeigt doch nur, dass ich richtig liege. Das Problem ist nur, es gibt offenbar eine ganze Reihe von Leuten, die anders sind. Das ist aber eigentlich nicht zu verstehen. Eigentlich, wenn sie vernünftig denken, müssten sie doch so ticken wie ich. Das eigentliche Problem ist: Es gibt eine ganze Reihe von Gruppen in unserer Gesellschaft, die im Hinblick auf mich und die, die so sind wie ich, genauso empfinden, wie ich ihnen gegenüber.

Jeder denkt, er wäre normal, weil er oder sie es ja gewohnt ist, so zu ticken, wie er oder sie tickt, und weil wir uns natürlich mit Menschen umgeben, die so ticken wie wir. Die, die anders sind als wir, denen signalisieren wir auf vielerlei Weise: Ändere dich, oder du gehörst nicht zu uns! Wir bilden Gruppen Gleichgesinnter, und wir leben in ihnen. Sie stabilisieren uns in unserer Weise, die Welt zu sehen. Sie geben uns Halt und Sicherheit.

Das Problem ist, dass nicht nur die Gesellschaft so funktioniert, sondern eben auch unsere Gemeinschaften, Hauskreise und Kirchengemeinden. Dass wir sie attraktiv gestalten, heißt ja im Regelfall, wir machen sie – noch mehr – so, dass Menschen wie wir sich in ihnen wohlfühlen. Je wohler wir uns darin fühlen, je mehr fühlen sich andere, mit einer ganz anderen Prägung abgestoßen. Das wird besonders deutlich bei so „Äußerlichkeiten“ wie Musik und Gesang im Gottesdienst, es fängt aber eigentlich schon an mit der Ansetzung der Gottesdienstzeiten und den Orten, an denen Gottesdienst stattfindet: Sonntagmorgen um 10 Uhr ist für den einen ein „Gesetz der Meder und Perser“, für den anderen bedeutet es das Signal: „Mich wollen die nicht dabei haben, denn das ist die einzige Zeit, wo ich ausschlafen kann, oder die einzige Zeit, wo wir als Familie miteinander frühstücken können.“ Was für mich eine Entlastung bedeutet, jeden Sonntag, gleicher Ort, gleicher Sitzplatz, gleiche mentale Welle, das ist für meinen Heranwachsenden nur ätzend, nur abschreckend.



„Die Milieuforschung kann uns helfen, den Blick zu weiten und uns missionarisch zu fokussieren.“



CHRISTEN MÜSSEN UMDENKEN

Uns, den Etablierten, fällt da nur ein: Wir sind doch da; bei uns wird doch das Evangelium verkündigt. Sollen die anderen sich doch an uns anpassen; sollen sie doch zu uns kommen; sollen sie doch ihr Leben ändern, um bei uns mittun zu können. Doch genau das ist eben nicht die Weise Jesu, die Art, wie Gott mit uns kommuniziert, indem er uns aufsucht, nicht die Missionsstrategie des Paulus, der nicht erwartet, dass alle erst einmal so werden wie er, bevor er ihnen das Evangelium weitersagen kann. Wir können uns manchmal kaum vorstellen, dass man Christsein vielleicht auch in anderen kulturellen Formen und in anderen mentalen Perspektiven leben kann. Wie oft identifizieren wir die Art, wie wir unseren Glauben leben, mit dem Glauben selber? Wie oft setzen wir die kulturelle Form, die unser Glauben in Jahrhunderten im Zusammenwachsen mit einer traditionsorientierten Hochkultur gewonnen hat, mit der eigentlichen, einzigen kulturellen Form, die Glauben legitimerweise haben kann? Warum englische Lieder im Gottesdienst singen, noch dazu mit Gitarre und – ganz schlimm – Schlagzeug? Wir leben doch schließlich in Deutschland. Orgelmusik ist das einzig wirklich christliche Musikinstrument in der Kirche. Oder umgekehrt: Warum nur diese jahrhundertealten Choräle singen? Warum immer diese vorhersehbaren, linearen Gottesdienstabläufe feiern?

Heraus kommen dann sehr oft „worhsip wars“ (P. Kiefert), – Kriege, die um den Gottesdienstablauf geführt werden. Warum? Weil wir uns zum Mittelpunkt der Welt machen. So wie wir sind, so ist „normal“, ...

- ... weil wir in alledem einen „gesunden“, aber gar nicht geistlichen Egoismus verfolgen. Ich will so bleiben wie ich bin, und so wie ich bin, so geht richtig.
- ... weil wir zwar „missionarisch“ sein wollen und das unser Selbstverständnis prägt, aber bitte ohne Bewegung, Veränderung, mental, räumlich, emotional.
- ... weil hier das Prinzip des Gewinns wollens und die Haltung des Dienens vergessen sind, die Gott Mensch werden lässt; die Paulus allen alles werden lässt, nur um einige zu gewinnen.

UNTERSCHIEDLICHE MILIEUS SIND DIE WIRKLICHKEIT

In Gemeinden, Gemeinschaften und Kirchengemeinden dominieren Christen mit einer bestimmten Prägung. Diese Gemeinden entfalten oft eine hohe Attraktivität und wirken missionarisch anziehend – für Menschen, die eine ähnliche Prägung haben. Das Milieu, das jeweils vorherrscht, kann unterschiedlich sein: traditionsorientiert-konservativ oder hochkulturell-etabliert oder modern-liberal. Die Wirkung ist zuverlässig immer dieselbe: Menschen derselben Art werden angezogen, andere abgestoßen. Auch in (Kirchen-) Gemeinden gibt es sogenannte Distinktionsgrenzen, deutlicher ge-

sprochen: Ekelschranken zwischen den einzelnen Milieus, die zuverlässig funktionieren, auch wenn viele sie nicht wahrhaben wollen und theologisch ummänteln: Was den einen gefällt, schreckt die anderen ab. Je wohler sich die einen fühlen, umso mehr wissen die anderen: Hier gehören wir nicht hin. Vor diesem Hintergrund sind bestimmte Befunde leicht interpretierbar: Auch dort, wo man sich sehr anstrengt, erreichen Kirchengemeinden nicht mehr als vier bis zehn Prozent ihrer Mitglieder. Auch dort, wo eine traditionsorientiert-bürgerlich geprägte Gemeinde missionarisch hoch engagiert ist, gelingt es ihr kaum, ihre Milieugrenzen zu überwinden. Immer wieder werden Menschen angesprochen, aber deren Beheimatung in den vorgegebenen Formaten gemeindlichen Lebens gestaltet sich sehr schwierig.

MIT DER MILIEUFORSCHUNG DEN „BLINDEN FLECKEN“ AUF DIE SPUR KOMMEN

Die Milieuforschung kann uns helfen, die Ursachen für diese Befunde zu verstehen, den Blick zu weiten für die so unterschiedlichen „alle“, von denen Paulus sprach und denen wir heute gegenüberstehen, den „blinden Fleck“ auszugleichen, der sich unsere mentale und kulturelle Befangenheit im Regelfall ergibt, uns missionarisch zu fokussieren: Wie sehen denn die Lebenswelten derer aus, die wir so relativ wenig erreichen, obwohl sie vielleicht zur Kirche gehören; obwohl sie vielleicht schon einmal eine intensivere Berührung mit Glaube, Gott, Gemeinde hatten? Wie stehen sie zur Kirche? Wie leben sie Gemeinschaft? Was sind ihre „Don'ts“ und was ihre „Do's“? Was müssen wir beachten, wenn wir sie erreichen wollen? Gemeinde zu bauen, mit denen wir bei den Menschen sind, und nicht mehr zu erwarten, dass die Menschen zu uns kommen und sich unseren geprägten Formaten von Gemeinden anpassen. *



PROF. DR. HEINZPETER HEMPELMANN (Jahrgang 1954) ist verheiratet und Vater von zwei Kindern. Er leitet als Theologischer Referent in Stuttgart das EKD Reformzentrum für Mission in der Region (www.zmir.de/info_kontakt/stuttgart) und hat eine Professur für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Evangelischen Hochschule Tabor (EHT).



BUCHTIPP:

Heinzpeter Hempelmann: „Gott im Milieu. Wie die Sinus-Studien der Kirche helfen können, Menschen zu erreichen“ (Brunnen-Verlag).